

JACK KETCHUM

EVIL

Roman

Aus dem Englischen
von Friedrich Mader

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN



Ihr glaubt, ihr wisst, was Schmerz ist?

Fragt meine zweite Frau. Sie weiß es. Oder glaubt es zumindest.

Als sie neunzehn oder zwanzig war, ist sie zwischen zwei kämpfende Katzen geraten – die eine gehörte ihr, die andere einem Nachbarn. Eine ging auf sie los, kletterte an ihr hoch wie an einem Baum und riss ihr dabei tiefe Wunden an Schenkeln, Bauch und Brüsten. Die Narben sieht man heute noch. Sie erschrak dermaßen, dass sie nach hinten gegen das antike Buffet ihrer Mutter knallte, die gute Kuchenplatte aus Keramik zerbrach und sich fünfzehn Zentimeter Haut von den Rippen schürfte, während sich die fauchende Katze mit Zähnen und Klauen wieder einen Weg an ihr herunterbahnte. Mit sechsunddreißig Stichen mussten sie sie zusammennähen, hat sie erzählt. Und mehrere Tage lag sie mit Fieber im Bett.

Das ist Schmerz, meint meine zweite Frau.

Sie hat nicht die geringste Ahnung.

Evelyn, meine erste Frau, ist der Sache vielleicht schon ein Stück näher gekommen.

Sie wird von einer Erinnerung verfolgt.

An einem warmen Sommermorgen ist sie mit einem Leihwagen auf der regennassen Autobahn unterwegs, neben ihr sitzt ihr Freund. Sie fährt langsam und vorsichtig,

weil sie genau weiß, wie rutschig der heiße Asphalt bei Regen sein kann. Da überholt sie ein VW und schiebt sich schlingernd auf ihre Spur. Die hintere Stoßstange mit dem New-Hampshire-Motto »Frei leben oder sterben« auf dem Nummernschild berührt nur leicht den Kühlergrill ihres Volvos. Fast zärtlich. Den Rest besorgt der Regen. Der Volvo kommt ins Schleudern und schießt über die Böschung. Einen Moment lang schweben sie und ihr Freund schwerelos durch die Luft, und auf einmal ist oben unten, dann wieder oben und zuletzt wieder unten. Irgendwann bricht sie sich dabei am Lenkrad die Schulter. Der Rückspiegel zerschmettert ihr das Handgelenk.

Dann kommt das Auto zum Stillstand, und sie starrt auf das Gaspedal über sich. Sie schaut sich nach ihrem Freund um, aber er ist nicht mehr da. Verschwunden wie von Zauberhand. Sie findet den Türgriff auf der Fahrerseite und kriecht hinaus auf das nasse Gras. Als sie aufgestanden ist, späht sie durch den Regen. Es ist die Erinnerung an das, was sie dann sieht, die sie für immer verfolgen wird. Vor ihrem Auto liegt inmitten von rot bespritzten Glasscherben ein blutiger Klumpen. Er sieht aus, als wäre ihm bei lebendigem Leib die Haut abgezogen worden.

Der blutige Klumpen ist ihr Freund.

Deshalb weiß sie mehr über Schmerz. Auch wenn sie ihn verdrängt hat und nachts sogar schlafen kann.

Sie weiß, dass Schmerz mehr ist als die alarmierende Reaktion des Körpers auf eine Verletzung.

Schmerz kann auch von außen nach innen dringen.

Manchmal ist Schmerz das, was man sieht. Schmerz in seiner reinsten, grausamsten Form. Schmerz, den weder

Drogen noch Schlaf und selbst Schock und Koma nicht lindern können.

Man sieht ihn und nimmt ihn in sich auf.

Man wird zum Wirt eines langen, weißen Wurms, der nagt und frisst und in den Eingeweiden immer fetter wird, bis man eines Morgens hustend aufwacht und sich einem dieser blinde, blasse Kopf aus dem Mund windet wie eine zweite Zunge.

Nein, das kennen meine beiden Exfrauen nicht. Obwohl Evelyn der Sache ziemlich nahe gekommen ist.

Aber ich kenne den Schmerz.

Da müsst ihr mir schon vertrauen.

Ich kenne ihn schon sehr lange.

Mahnend sage ich mir, dass wir damals noch Kinder waren, bloß Kinder. Verdammt, wir hatten doch gerade erst unsere Pfadfinderhüte abgelegt und waren alles andere als erwachsen. Ich weigere mich zu glauben, dass ich immer noch derselbe bin wie damals, dass ich das alles nur unter einer tiefen Schicht begraben habe. Man bekommt immer eine zweite Chance im Leben, und ich habe meine genutzt. An diesen Gedanken klammere ich mich.

Obwohl der Wurm nach zwei schlimmen Scheidungen doch ein wenig an mir nagt.

Dann sage ich mir wieder, dass das alles in den Fünfzigern passiert ist, einer merkwürdigen Zeit der Repression, Geheimniskrämerei und Hysterie. Joe McCarthy fällt mir ein, auch wenn er für mich damals praktisch keine Rolle gespielt hat. Ich wunderte mich nur, dass mein Vater es immer so eilig hatte, nach der Arbeit im Fernsehen die Anhörungen des Ausschusses für antiamerikanische Umtriebe mitzubekommen. Ich erinnere mich an

den Kalten Krieg. An die Luftschutzübungen im Schulkeller und an die Filme über Atomtests, in denen Schaufersterpuppen in kulissenartigen Wohnzimmern verbrannten und zerfielen. An *Playboy*- und *Man's Action*-Hefte, die in Wachspapier eingeschlagen unten am Bach versteckt waren. Nach einiger Zeit waren sie so verschimmelt, dass man sie nicht mehr anfassen wollte. Ich erinnere mich daran, wie Elvis in der Grace Lutheran Church von Reverend Deitz attackiert wurde, und an die Rock-'n'-Roll-Krawalle in der *Alan Freed Show* im Paramount. Da war ich zehn.

Heute denke ich mir, dass sich damals etwas zusammenbraute. Amerika war wie eine Eiterbeule kurz vor dem Platzen. Und diese Dinge passierten überall, nicht nur in Ruths Haus. Überall.

Manchmal wird es durch diesen Gedanken ein wenig erträglicher. Was wir getan haben.

Ich bin jetzt einundvierzig. 1946 geboren, auf den Tag genau sieben Monate, nachdem wir die Atombombe auf Hiroshima geworfen haben.

Matisse hatte gerade seinen Achtzigsten gefeiert.

Ich arbeite an der Wall Street und verdiene hundertfünfzigtausend im Jahr. Zwei Ehen, keine Kinder. Ein Haus in Rye und eine Wohnung in der Stadt, von der Firma gestellt. Wenn ich irgendwo hinmuss, werde ich meistens in einer Limousine chauffiert, nur in Rye sitze ich selbst am Steuer eines blauen Mercedes.

Kann sein, dass ich bald wieder heirate. Die Frau, die ich liebe, weiß nichts von der Sache – genauso wenig wie meine anderen Frauen, und ich kann mir auch nicht vorstellen, dass ich ihr jemals davon erzählen werde. Warum auch? Ich

bin erfolgreich, ausgeglichen, großzügig und ein rücksichtsvoller, aufmerksamer Liebhaber.

Doch mein Leben ist eine Katastrophe. Seit dem Tag im Sommer 1958, an dem Ruth, Donny, Willie und wir anderen Meg Loughlin und ihre Schwester Susan kennen gelernt haben.



Ich war allein unten am Bach und lag mit dem Bauch auf dem großen Stein, den wir »den Felsen« nannten. Mit einer Blechdose in der Hand war ich auf der Jagd nach Flusskrebse. Zwei kleine hatte ich schon erwischt. Sie schwammen in einer größeren Büchse neben mir. Jetzt wollte ich auch noch ihre Mutter fangen.

Das Wasser des Baches wurde durch die starke Strömung aufgewirbelt und spritzte gegen meine nackten Füße. Das Wasser war kalt und die Sonne warm.

Ein Geräusch in den Büschen ließ mich aufblicken. Das hübscheste Mädchen, das ich je gesehen hatte, stand am Ufer und lächelte mir zu.

Sie hatte lange braun gebrannte Beine und langes rotes Haar, das zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden war. Sie trug eine kurze Hose und eine helle Bluse mit offenem Kragen. Ich war zwölfteinhalb. Sie war älter.

Ich weiß noch, dass ich ihr Lächeln erwiderte, obwohl ich sonst zu Fremden nie besonders freundlich war.

»Flusskrebse.« Ich leerte die kleine Dose aus.

»Wirklich?«

Ich nickte.

»Große?«

»Die nicht. Aber es gibt hier welche.«

»Darf ich mal sehen?«

Ohne sich erst hinzusetzen, stützte sie sich wie ein Junge mit der linken Hand ab und sprang herunter zum ersten großen Stein. Einen Moment lang sah sie sich die Reihe von Steinen an, die im Zickzack über den Bach führte, dann kam sie zu mir auf den Felsen. Ich war beeindruckt. Sie zögerte keine Sekunde und hielt mühelos das Gleichgewicht. Ich rückte ein Stück, und da saß sie auch schon neben mir. Sie hatte grüne Augen und roch gut.

Sie schaute sich um.

Für uns alle hatte der Felsen damals eine besondere Bedeutung. Er lag mitten in der tiefsten Stelle des Baches, vom klaren Wasser umspült. Im Sitzen war für vier Kinder Platz, im Stehen für sechs. Der Felsen hatte unter anderem schon als Piratenschiff, als Nemos Nautilus und als Kanu der Delawaren gedient. An diesem Tag war das Wasser über einen Meter tief, doch das fremde Mädchen wirkte glücklich und zeigte keine Spur von Angst.

»Das hier ist unser Felsen«, sagte ich. »So haben wir ihn jedenfalls genannt, als wir noch klein waren.«

»Schön hier«, antwortete sie. »Kann ich mal die Krebse sehen? Ich heiße Meg.«

»Ich bin David. Klar.«

Sie spähte in die Dose. Eine Weile verging, ohne dass wir etwas sagten. Aufmerksam betrachtete sie die Krebse. Dann richtete sie sich wieder auf.

»Süß.«

»Ich fange sie nur so zum Anschauen. Dann lasse ich sie wieder frei.«

»Beißen sie?«

»Nur die großen. Aber sie können einem nicht wehtun. Und die kleinen versuchen bloß abzuheulen.«

»Sie sehen wie Hummer aus.«

»Hast du noch nie Flusskrebse gesehen?«

»Ich glaube nicht, dass es in New York welche gibt.« Sie lachte, doch es machte mir nichts aus. »Aber Hummer hatten wir schon. Und die *können* einem wehtun.«

»Wie *hatten*? Man kann doch einen Hummer nicht halten wie ein Haustier, oder?«

Wieder lachte sie. »Nein, sie werden gegessen.«

»Flusskrebse sind auch keine Haustiere. Sie gehen ein. Nach einem Tag, höchstens zwei. Aber sie werden auch gegessen, habe ich gehört.«

»Wirklich?«

»Ja, aber nur von manchen Leuten. In Louisiana oder Florida oder so.«

Wir schauten wieder in die Dose.

»Ich weiß nicht.« Sie lächelte. »Besonders viel ist nicht an ihnen dran.«

»Komm, wir fangen ein paar große.«

Nebeneinander lagen wir auf dem Felsen. Ich nahm die Dose und ließ beide Arme ins Wasser gleiten. Der Trick bei der Sache war, die Steine einzeln umzudrehen, ganz langsam, damit kein Schlamm aufgewirbelt wurde. Und mit der Dose schnell alles einzufangen, was darunter hervorgekrochen kam. Das Wasser war so tief, dass ich die Ärmel meines T-Shirts bis zu den Schultern hochkrepeln musste. Ich dachte daran, wie lang und dünn ihr meine Arme vorkommen mussten. Zumindest mir kamen sie so vor.

Es war ziemlich seltsam, so neben ihr. Verwirrend, aber auch aufregend. Sie war ganz anders als die Mädchen, die ich kannte – als Denise und Cheryl aus der Nachbarschaft oder die anderen aus der Schule. Erstens war sie ungefähr hundertmal hübscher. Meiner Meinung nach sogar hübscher als Natalie Wood. Außerdem war sie wahrscheinlich

auch schlauer als die Mädchen, die ich kannte, und hatte mehr Erfahrung. Immerhin wohnte sie in New York und hatte schon Hummer gegessen. Und sie bewegte sich wie ein Junge. Sie war stark und voll leichter Anmut.

Das alles machte mich so nervös, dass mir der erste Krebs entwischte. Er war nicht riesig, aber doch größer als die, die wir schon hatten. Schnell krabbelte er wieder unter den Felsen.

Sie wollte es auch mal probieren, und ich gab ihr die Dose.

»Aus New York kommst du also?«

»Genau.«

Sie rollte die Ärmel hoch und tauchte die Arme ins Wasser. Da sah ich die Narbe.

»Hey, was hast du denn da?«

Wie ein langer, gekrümmter Regenwurm zog sich die Narbe von ihrem linken Ellbogen hinunter bis zum Handgelenk.

Sie bemerkte meinen Blick. »Ein Unfall. Mit dem Auto.« Dann wandte sie sich wieder dem Wasser zu, auf dem unruhig ihr Spiegelbild schimmerte.

»O Mann.«

Anscheinend wollte sie nicht darüber reden.

»Hast du noch mehr?«

Ich weiß nicht, warum Narben so eine Faszination auf Jungs ausüben, aber so ist es nun mal, und ich war keine Ausnahme. Ich konnte einfach nicht die Klappe halten, obwohl wir uns gerade erst kennen gelernt hatten und ich ihren Widerwillen spürte. Ich sah, wie sie einen Stein umdrehte. Es war nichts darunter. Trotzdem machte sie es genau richtig, ohne den Grund aufzuwirbeln. Ich fand sie wunderbar.

Sie zuckte die Achseln. »Ein paar. Aber das ist die schlimmste.«

»Darf ich mal sehen?«

»Nein, das geht nicht.« Sie lachte und sah mich mit einem vielsagenden Blick an, bis ich verstanden hatte. Dann hielt ich doch eine Weile die Klappe.

Sie drehte noch einen Stein um. Nichts.

»War es schlimm? Der Unfall?«

Sie gab mir keine Antwort, aber ich machte ihr keinen Vorwurf deshalb. Ich wusste genau, wie taktlos und dumm meine Frage war. Zum Glück bemerkte sie nicht, dass ich rot wurde.

Dann fing sie einen Krebs.

Er kam unter dem Stein hervorgeschossen und lief direkt in die Dose.

Sie schüttete etwas Wasser ab und hielt die Büchse ein wenig schräg ins Sonnenlicht, damit wir seine schöne goldene Farbe sehen konnten. Der Krebs hatte seinen Schwanz aufgerichtet. Mit wedelnden Scheren stolzierte er auf dem Boden der Dose hin und her, bereit zum Kampf.

»Du hast ihn!«

»Beim ersten Versuch!«

»Toll! Er ist wirklich toll!«

»Sollen wir ihn zu den anderen stecken?«

Vorsichtig goss sie das Wasser aus der Büchse, um den Krebs nicht zu verschrecken oder zu verlieren. Sie machte es genau richtig, obwohl es ihr niemand gezeigt hatte. Als nur noch ein Fingerbreit Wasser drin war, schüttete sie den Krebs in die größere Dose. Die beiden kleineren hielten respektvoll Abstand. Das war auch gut so, denn es kommt manchmal vor, dass Flusskrebse ihre Artgenossen umbrin-

gen. Doch die beiden Kleinen wollten keinen Kampf mit Mama riskieren.

Nach einer Weile beruhigte sich der Neuankömmling, und wir schauten ihn uns an. Er sah urtümlich aus, heimtückisch und schön. Hübsche Farbe und geschmeidiger Körperbau.

Ich steckte den Finger in die Dose, um den Krebs aufzuscheuchen.

»Nicht.« Sie legte mir die Hand auf den Arm. Die Berührung war kühl und weich.

Also zog ich den Finger wieder heraus.

Ich bot ihr einen Wrigleys an und nahm mir auch einen. Eine Zeit lang war nichts anderes zu hören als der Wind, der rauschend durch das hohe, dünne Gras und die Büsche am Ufer fuhr, der vom Regen letzte Nacht angeschwollene, schnell fließende Bach und unser Kauen.

»Lässt du sie wirklich wieder frei? Versprochen?«

»Klar, ich lasse sie immer frei.«

»Gut.«

Mit einem Seufzer stand sie auf. »Ich glaube, ich muss gehen. Wir müssen noch einkaufen. Eigentlich wollte ich mich nur mal kurz umsehen. Bei uns zu Hause hatten wir nie einen Wald. Danke, David. Hat Spaß gemacht.«

Sie hatte den Steg aus Steinen schon fast hinter sich, als ich ihr hinterherrief.

»Hey, wo gehst du denn hin?«

Sie lächelte. »Wir wohnen bei den Chandlers. Susan und ich. Susan ist meine Schwester.«

Ruckartig stand ich auf, als hätte mich jemand an unsichtbaren Fäden gezogen.

»Bei den Chandlers? Bei *Ruth*? Bei der Mom von Donny und Willie?«

Vom Ufer aus starrte sie mich an. Etwas Seltsames war auf einmal in ihrem Gesicht. Misstrauen.

Ich zögerte.

»Ja, genau. Das sind meine Cousins. Cousins zweiten Grades. Ich bin so was wie die Nichte von Ruth.«

Auch ihre Stimme hörte sich jetzt irgendwie anders an. Teilnahmslos. Als gäbe es da etwas, was mich nichts anging. Als würde sie mir etwas sagen und es gleichzeitig verheimlichen.

Das verwirrte mich, und ich hatte das Gefühl, dass sie auch verwirrt war.

Zum ersten Mal kam sie mir nervös vor. Nicht einmal die Sache mit der Narbe hatte sie so aus der Fassung gebracht.

Trotzdem dachte ich mir nichts dabei.

Denn den Chandlers gehörte das Nachbarhaus.

Und Ruth ... also, Ruth war einsame Spitze. Auch wenn sich ihre Kinder manchmal wie Idioten aufführten, Ruth war klasse.

»Hey, dann sind wir ja Nachbarn! Ich wohne in dem braunen Haus nebenan.«

Ich schaute ihr nach, wie sie die Böschung hochkletterte. Oben drehte sie sich um. Sie lächelte wieder so offen und unbekümmert wie zuvor, als sie sich neben mich auf den Felsen gesetzt hatte.

Sie winkte. »Bis bald, David.«

»Bis bald, Meg.«

Toll, dachte ich. Unglaublich. Dann werden wir uns jetzt öfter sehen.

Es war der erste Gedanke dieser Art, den ich jemals hatte.

Das ist mir inzwischen klar.

Dieser Tag, an dem mir Megan Loughlin auf dem Felsen begegnete, war für mich der Beginn des Erwachsenwerdens.

Megan Loughlin, die ich noch nie vorher gesehen hatte, die zwei Jahre älter war als ich und eine Schwester, ein Geheimnis und langes rotes Haar hatte. Dass mir dieses Erlebnis so selbstverständlich vorkam, dass ich so ruhig geblieben war und mich sogar darüber gefreut hatte, das, glaube ich, sagte viel darüber aus, welche Möglichkeiten in mir steckten – und natürlich auch in ihr.

Und bei dieser Vorstellung wird mein Hass auf Ruth Chandler noch größer.

Ruth, du warst wunderschön damals.

Ich habe viel über dich nachgedacht – nein, eigentlich habe ich dich sogar *studiert*. Ich bin sehr weit gegangen, um deine Vergangenheit ans Licht zu zerren. Eines Tages habe ich gegenüber dem Bürogebäude in der Howard Avenue geparkt, von dem du uns immer erzählt hast. Wo du den ganzen Laden geschmissen hast, während unsere Jungs weg waren und im Großen Krieg Teil zwei gekämpft haben. Das Büro, in dem du ganz und gar unersetzlich warst, zumindest bis »die kleinen GI-Rotzlöffel wieder hereinstolzieren sind«, wie du es ausgedrückt hast, und du auf einmal arbeitslos warst. Ich habe dort geparkt und mir das Gebäude angeschaut, Ruth. Es war nichts Besonderes. Schäbig, traurig und langweilig.

Ich bin nach Morristown gefahren, wo du geboren bist, und auch das hat nichts gebracht. Natürlich wusste ich nicht, in welchem Haus du aufgewachsen bist, aber irgendwie konnte ich mir einfach nicht vorstellen, dass hier deine großen enttäuschten Hoffnungen ihren Ursprung haben sollten. Ich habe nichts gesehen von den Reichtümern, mit denen dich deine Eltern angeblich überschüttet haben, und nichts von den Ursachen für deine rabiate Verzweigung.

Sogar in Willie seniors Kneipe war ich. Ja, Ruth, ich habe deinen Mann gefunden! Nach Fort Myers in Florida ist er abgehauen, nachdem er dich und die drei kleinen Schreihälse auf einem Berg von Schulden sitzen gelassen hatte. Die ganzen dreißig Jahre ist er dort geblieben und hat den Barkeeper für die Rentner gespielt – ein harmloser, lebenswürdiger Kerl, der seine beste Zeit schon längst hinter sich hatte. Ich habe ihm ins Gesicht und in die Augen geschaut und mich mit ihm unterhalten. Nichts war zu erkennen von dem Mann, den du immer beschrieben hast, kein wilder Hengst, kein »reizender irischer Scheißer« und auch kein gemeiner Saukerl. Auf mich wirkte er einfach nur alt und verbraucht. Säufernase, Bierbauch und ein fetter, schlaffer Arsch in einer ausgebeulten Hose. Und er sah auch nicht so aus, als wäre er jemals brutal gewesen, Ruth. Das war das eigentlich Überraschende.

Nein, die Gewalt ging nicht von ihm aus.

Was sollte das Ganze, Ruth? Hast du uns belogen? Hast du dir das alles bloß ausgedacht?

Zutrauen würde ich es dir.

Aber wahrscheinlich waren in deiner Einbildung Wahrheit und Lüge einfach das Gleiche.

Doch das werde ich jetzt ändern. Ich werde unser kleines Geheimnis ausplaudern. Offen und ohne lange Umschweife.

Diese Geschichte ist für dich, Ruth. Ich konnte es dir nie richtig heimzahlen.

Aber jetzt präsentiere ich dir die Rechnung. Mit Zins und Zinseszins.

Bezahl sie in der Hölle.